

## Edition und Projektion

Zu einer neuen Ausgabe von Rudolf Steiners «Mein Lebensgang»

Rudolf Steiner hatte ursprünglich beabsichtigt, seine mit «Mein Lebensgang» überschriebenen und ab Anfang 1923 bis zu seinem Tode im März 1925 in der Wochenschrift «Das Goetheanum» publizierten Beiträge nach Abschluss der Serie in Buchform zu veröffentlichen. Nach seinem Tode übernahm Marie Steiner die Aufgabe und entschied sich dafür, die inzwischen siebzig Artikel so zu gruppieren, dass 38 Kapitel entstanden. Inwieweit dies aufgrund vorheriger Absprache im Sinne Rudolf Steiners oder aus eigenem Ermessen geschah, lässt sich heute nicht mehr rekonstruieren; es gibt jedoch gute und in der Sache liegende Gründe dafür. Wer sich bei der Beschäftigung mit Steiners Biographie einmal den ursprünglichen Artikeln zuwendet, dem kann jedoch auffallen, dass diese Artikel zum Beispiel des Öfteren mit einem expliziten Hinweis auf die «Philosophie der Freiheit» enden, während diese jeweils abschließenden und dadurch prononcierten Hinweise seit der Erstauflage des Buches nicht mehr in derselben Weise hervortreten. Das lässt es sinnvoll erscheinen, einmal diese ursprüngliche Aufteilung in einer Edition des Textes zu dokumentieren.

Irene Diet hat sich dieser Aufgabe unterzogen und darüber hinaus die Unterschiede zwischen den noch vorhandenen Manuskripten und dem Erstdruck dokumentiert. Beides sind grundsätzlich sinnvolle Bereicherungen im Hinblick auf die Edition dieses Werkes und sowohl die Kennzeichnung der Abschnitte des Erstdruckes als auch die Ergebnisse des Textvergleiches werden – nach entsprechender Prüfung – in eine Neuauflage des «Lebensganges» innerhalb der GA eingehen können, sodass man diese Aspekte auch in weiteren Kreisen ohne besonderen Aufwand verfolgen kann.

Was neben manchen Verschiedenheiten diese im sonst unbekanntem Ignis-Verlag erschienene Ausgabe mit der im Frommann-Holzboog erschienenen SKA gemeinsam hat, ist die auffällige Divergenz zwischen der philologisch und editorisch sinnvollen Arbeit zum einen und den diskutablen bis problematischen Erläuterungen, die im Anschluss des Textes geliefert werden. Psychologisch nicht überraschend, faktisch dagegen abwegig ist so bereits die Einschätzung des Werkes als «verkannt» und sogar «unbekannt»[!]. Steiners «Mein Lebensgang» sei bereits verworfen worden, bevor er überhaupt rezipiert wurde (S. 327). Als Beleg für diese etwas überraschende These wird Christoph Lindbergs – im negativen Sinne – «wegweisende» Studie «Individualismus und offenbare Religion. Rudolf Steiners Zugang zum Christentum» aus dem Jahre 1970 (erweiterte Neuauflage 1995) herangezogen, in der es um «angebliche Widersprüche» in Steiners Biographie gegangen sein soll, und deren «Herangehen» Lindberg in seiner umfangreichen Steiner-Biographie von 1995 fortgeführt habe, wo er gleich zu Beginn erklärt haben soll, sein Hauptaugenmerk vor allem auf das Lenken zu wollen, was in «mein Lebensgang» fehle.

Diese angebliche Verkennung des «Lebensganges» in der Steiner-Rezeption wie die damit verbundene Kritik an Lindberg als Biographen Rudolf Steiners ist aber nicht nur abwegig, sondern das glatte Gegenteil der Tatsachen. Von seinem ersten Erscheinen im Jahre 1925 bis in die siebziger Jahre hinein, und das ist ein gutes halbes Jahrhundert, galt «Mein Lebensgang» innerhalb der Anthroposophischen Bewegung aufgrund der Autorität aller Schriften aus der Hand Rudolf Steiners als erstes und letztes Wort auch zu seiner Biographie. Entgegen der Behauptung der Autorin blendet Lindberg den «Lebensgang» in seiner Biographie von 1997 auch keineswegs aus, wie man sich leicht anhand der fortlaufenden Quellenangaben im Text überzeugen kann. Er hat jedoch gute Gründe, es nicht dabei zu belassen. Denn es gibt außerdem noch eine Menge autobiographische Passagen in Rudolf Steiners Vorträgen, seine Korrespondenz, ferner Texte oder Textentwürfe aus verschiedenen Anlässen sowie eine Fülle an Erinnerungsliteratur, die ein seriöser Biograph nicht minder zu berücksichtigen hat. Wenn die Autorin zum Status des Lebensganges hervorhebt, es werde in ihrer Arbeit «davon ausgegangen, dass die Grundlage, auf der aufbauend eine Biographie Rudolf Steiners geschrieben werden kann, nicht unabhängig von ihm zu finden ist» (S. 328), so beansprucht

sie damit eine Position als exklusiv, die – mit einer noch zu nennenden Ausnahme – stets selbstverständlich war.

Bei den Differenzen, die Lindenberg 1970 thematisiert hat, handelt es sich auch nicht um Dinge, die man unter Missbrauch einer Formulierung Rudolf Steiners allesamt als «scheinbare Widersprüche» vom Tisch wischen kann. Wer sich einmal die Mühe macht, Lindenbergs Studie – insbesondere in der zweiten Auflage mit seiner Stellungnahme zu den Reaktionen auf seine Arbeit – selber zu lesen, wird den Ausdruck «verkannt» in ganz anderer Weise geeignet finden. Denn während Lindenberg sich unausgesetzt darum bemüht, angesichts der nicht zu leugnenden Differenzen innerhalb der vorliegenden Dokumente immer wieder die Kontinuität der Biographie Steiners hervorzuheben und zu begründen, wurde es ihm von den verschiedensten Seiten – offenbar bis heute – übel genommen, ein Steiner-Bild in Frage gestellt zu haben, das man heute nicht mehr vertreten kann, ohne sich selbst zu täuschen.

Vor diesem faktischen Hintergrund erscheint ein solcher Versuch, den «Lebensgang» wieder in seine angeblich einzig gebührende Position zu rücken, schlicht anachronistisch. Während sie allen anderen, durchaus verdienstvollen Forschern leichtfertig vorwirft, den «Lebensgang» vernachlässigt oder gar ignoriert zu haben, hält die Autorin selber anscheinend alle sonstigen für Steiners Biographie wichtigen Dokumente für vernachlässigenswert, um sich als diejenige zu präsentieren, die der Menschheit endlich «den wahren Steiner» bringt – übrigens nicht der einzige Fall einer solchen Selbststilisierung selbsternannter Steiner-Herausgeber in der Geschichte der Steiner-Rezeption.

Das ist nicht seriös, sondern tendenziös. Und wissenschaftlich schon gar nicht, denn dazu gehört das, was man eine professionelle Quellenkritik nennt. Eine solche wird, um ein drastisches Beispiel zu nennen, Friedrich Nietzsches Einschätzung seiner eigenen Person ganz sicher nicht als die letzte Wahrheit zur Sache übernehmen, weil sie von Nietzsche selber stammt, sondern in einen differenzierten Kontext zu stellen versuchen, um sie transparent und somit auch erst tiefer verständlich machen zu können. Eine kategorische Ablehnung des «Lebensganges» als biographische Quelle, wie man es bislang nur bei Helmut Zander findet, ist da genauso wenig angemessen wie die unreflektierte und ungeprüfte Übernahme autobiographischer Texte unter geflissentlichem Ausblenden aller damit einhergehenden Probleme.

Nun soll der jetzige Leiter des Rudolf Steiner Archives, David Marc Hoffmann, angeblich «noch weiter» als Lindenberg gegangen sein, nur weil er genau das hervorhebt, was in der wissenschaftlichen Quellenkritik so selbstverständlich ist, dass es gar nicht mehr eigens diskutiert werden muss: den Unterschied zwischen Steiners Biographie bis zum Jahre 1924 und dem Gesichtspunkt, den Steiner 1924 für seine autobiographischen Schriften einnimmt. Um es an einem Vergleichsbeispiel klarer zu machen: Goethes «Dichtung und Wahrheit» etwa ist eine Darstellung seines eigenen Lebens von der Geburt bis zu seinem 26. Lebensjahr, die er in der Zeit zwischen 1803 und 1831 geschrieben hat. Obwohl man aus diesem Text zweifellos auch eine Menge über die damalige Zeit und verschiedenste Persönlichkeiten erfahren kann, ist die Einschätzung dieses Werkes insofern einhellig, als dass es sich um ein Werk Goethes handelt, in dem er im Alter zwischen 54 und 82 Jahren die erste Hälfte seines Lebens für sein Lesepublikum aufbereitet hat, mit allen daraus folgenden Interpretationsmöglichkeiten bis hin zum stilisierten Quasi-Bildungsroman. Damit will niemand Goethes Werk als solches abwerten oder gar ignorieren, sondern nur dem Umstand Rechnung tragen, dass erst durch die Verbindung verschiedener Perspektiven ein plastisches Bild der Wirklichkeit entsteht – wer hätte das öfters betont als Steiner selber?

So schreibt die Autorin sogar selber an einer Stelle von dem «Bild», das Rudolf Steiner «am Ende seines Lebens von sich selbst entwarf» (S. 328), während sie andere wiederum dafür kritisiert, den «Lebensgang» «in gewissem Sinne ein[en] Entwurf» bezeichnet zu haben (S. 328). Nimmt man allerdings ernst, was Steiner am Beginn seiner Artikelfolge über den unfreiwilligen Anlass für die Niederschrift angibt, so erscheint auch die Formulierung, Steiner habe darin «ein Bild von sich entworfen», diskutabel.

Die durchgängig tendenziöse Beurteilung all derer, die sich vor der Autorin selber mit dem «Lebensgang» befasst bzw. ihn herausgegeben haben, gilt auch für Marie Steiner, die die erste

Buchausgabe im Todesjahr Steiners besorgte. Von ihr heißt es etwa, sie habe «viele» von Steiners Artikeln «zusammengefasst» (S. 5), was beim Leser natürlich andere Assoziationen hervorrufft als das zutreffende «zu Kapiteln aneinandergesetzt.» An anderer Stelle ist ohne weitere Erläuterung von «sinnverändernde[n] Strukturveränderungen» die Rede. Mit dieser tendenziösen Wortwahl wird Marie Steiner – wie übrigens auch allen anderen – leichthin unterstellt, sie sei nicht sachgemäß mit Steiners Texten umgegangen.

Als Bekräftigung dieser These wird die angebliche «Verwunderung» Lindenbergs darüber angeführt, dass Steiner die Ereignisse nicht immer in chronologischer Reihenfolge darstellt. Hierzu ist zunächst klarzustellen, dass sich Lindenberg keineswegs darüber verwundert, sondern es nur als eine Besonderheit der Autobiographie hervorhebt (S. 18). Dass Steiner, um ein Beispiel zu nennen, die Herausgabe des ersten Bandes der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes erst nach der Beschreibung der Hauslehrertätigkeit bei der Familie Specht erwähnt, obwohl er den Band bereits vorher fertiggestellt hatte, muss auch nicht verwundern, sondern wird auch ohne Blick auf die jeweilige Kapiteleinteilung plausibel: Es handelt sich jeweils um ein eigenes Lebens- und Arbeitsfeld. Es ist somit nicht zutreffend, dass die Motive Steiners für seine Erzählfolge *allein* durch den Blick auf die ursprüngliche Einteilung offenbar werden können – bzw. umgekehrt durch die Einteilung seitens Marie Steiner verschleiert würden.

Was in dem genannten Fall übrigens geflissentlich übergangen wird, ist die Tatsache, dass Steiner im Manuskript wie im Erstdruck die Anfrage Kürschners für die Mitarbeit an der «Deutschen National-Litteratur» auf das Jahr 1884 datiert, während sie – der erhaltenen Korrespondenz zufolge – bereits 1882, also zwei Jahre früher stattfand; im April 1884 fragte Kürschner Steiner bereits darüber hinaus nach Beiträgen für sein Konversationslexikon. Da Steiner am 10. Juli 1884 seine Arbeit als Hauslehrer bei der Familie Specht begann, gäbe es zumindest theoretisch noch einen weiteren Faktor für Steiners Darstellung, nämlich seine eigene (Fehl-)Datierung. Das ist übrigens kein Einzelfall; auch andere Datierungen mussten im Vergleich mit der erhaltenen Korrespondenz korrigiert werden. Diese Korrekturen stellt die Autorin allerdings grundsätzlich in Frage, ohne auch nur den Ansatz eines plausiblen Arguments dafür liefern zu können, warum die historisch nachweisbar falschen Datierungen dennoch richtig sein sollen.

Wenn man sich dazu einmal vor Augen hält, dass Steiner im Manuskript sogar den Titel einer eigenen Publikation mit «Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltauffassung» (statt *Weltanschauung*) angibt, sollte man vorsichtiger mit der pauschalen Unterstellung sein, der Redakteur der Wochenschrift sowie Marie Steiner hätten in unzulässiger Weise in den Text eingegriffen und dabei sinnentstellende Veränderungen bewirkt. So wird auch nicht näher darauf eingegangen, dass es durchaus Sinn macht, zum Beispiel die Erinnerungen Steiners an die Begegnung mit der Dichterin Eugenie delle Grazie, die Gespräche in ihrem Haus und die Begegnungen mit verschiedenen Dichtern, die Steiner in der Mitte des Artikels vom 6. April 1924 begann und über insgesamt drei Artikel bis zum 20. April 1924 fortführte, in ein Kapitel zusammenzufassen.

Indem sich die Autorin sogar zu der Vermutung hinreißen lässt, es habe zur Zeit der Publikation in der Wochenschrift «Das Goetheanum» keine Druckfahnen gegeben, die Steiner hätte korrigieren können, wird dem Leser schließlich auch noch die Ansicht nahegelegt, dass schon die Differenzen zwischen Steiners Manuskript und dem Druck auf – selbstverständlich unzulässige – Eingriffe seitens des damaligen Schriftleiters Albert Steffen zurückgeführt werden müssen. Paradigmatisch hierfür ist der in einem Fall angeblich «besonders brisante Unterschied» (S. 374) zwischen Manuskript und Druckversion, denn er ist ein gutes Beispiel für die offenkundig voreingenommene Interpretation solcher Differenzen seitens der Autorin. Hier zunächst die Passage mit Markierung der im Erstdruck fehlenden Worte:

Da [sc. In der Geist-Welt] ist Einseitigkeit in der Erkenntnis nicht bloss der Anlass zu abstrakter Verirrung; Da ist **sie** geist- lebendiger Verkehr mit Wesen, **die einer Welt angehören, in der als Wahrheit erscheint**, was in der Menschenwelt Irrtum ist.

Hierzu heißt es dort: «Wäre es möglich, dass dem Drucker eine Zeile „weggerutscht“ ist? Ein derartiger Unterschied zwischen Manuskript und Erstdruck wird seit der Ausgabe von 1962 im Anhang des Buches nachgewiesen. Aber ist es im angeschauten Fall ebenso?»

Auch hier ist erst einmal Klärung nötig: In der Ausgabe von 1962 wird am Beginn der Hinweise auf S. 489 erläutert, dass nach neuerlichem Vergleich mit dem «zum größeren Teil noch vorhandenen» Manuskript drei für den Sinn relevante Korrekturen vorgenommen wurden: S. 27 (Einfügung von „des“), S. 253 (Einfügung von „unbegrenzt schön“) und S. 458 (Einfügung von „Astralleib als Vermittler der Empfindung- und Willenserscheinungen“). Die in Rede stehende Passage kommt hier gar nicht vor, und man darf durchaus annehmen, dass sie bei der Prüfung übersehen wurde. Aber von einer Erklärung vorkommender Differenzen durch „Wegrutschen“ des Druckers ist auch nirgendwo die Rede. Die Frage «ist es im angeschauten Fall ebenso?» suggeriert dem Leser jedoch, man habe in der Ausgabe von 1962 die Differenzen durch äußerliches «Wegrutschen» erklärt.

Auffällig ist hier zunächst, dass die fehlende Passage des Manuskriptes mit insgesamt 56 Zeichen in etwa die Länge einer Zeile in der Wochenschrift aufweist. Allerdings stimmt sie nicht genau mit dem Anfang und dem Ende einer Zeile in der Wochenschrift überein, was nötig wäre, um den Verlust mit dem Ausfall einer kompletten Zeile als Fehler des Setzers (und der anschließenden Streichung des nun unpassenden «sie») zu erklären. Außerdem muss man hierzu voraussetzen, dass Steiner die Druckfahne entweder nicht zu Gesicht bekommen hat (weil es sie lt. Diet gar nicht gab oder aus anderem Grunde) oder die Stelle des Textes selber nicht mehr erkannt hat, um sie dem Manuskript gemäß zu korrigieren. Die Autorin schließt nun aus dem Wegfall des dann noch übriggebliebenen «sie», dass es sich nicht allein um ein Versehen des Setzers gehandelt haben kann, sondern «dass die Veränderung auch bewusst herbeigeführt wurde» (S. 376) – ohne dass genauer angegeben wird, wer, und vor allem aus welchem Grunde, hier etwas «herbeigeführt» haben sollte. Was dazu an dieser Veränderung «besonders brisant» sein soll, wird ebenfalls nicht klar, denn diese kehrt den Kern der Aussage ja nicht etwa ins Gegenteil, und auch die Rezeption der Passage in der anthroposophischen Sekundärliteratur erhält dadurch keinen entscheidend neuen Aspekt. Es bleibt bei suggestiven Vermutungen mittels hierfür passender Wortwahl.

In dem folgenden Abschnitt «Korrekturen» soll der Autorfrage zwar anhand einiger Beispiele nachgegangen werden. Eine befriedigende Antwort auf die Frage „Steiner oder Steffen?“ bleibt allerdings aus, obwohl es deutlich für Steiner spricht, wenn es am Schluss dieses Abschnittes heißt «Diese, im Druck erschienene Version könnte in diesem Fall richtiger sein.» (S. 379). Da bei keinem von den übrigen Beispielen die Druckversion als die «falschere» erscheint, ist auch die Formulierung «in diesem Fall» nicht nachvollziehbar. Die Bemerkung der Autorin, dass es sich zum Beispiel am Anfang und am Ende des ersten Artikels um jeweils «ganz andere» Korrekturen handelt, ist auch kein hinreichendes Argument für die Annahme zweier verschiedener Autoren. Warum die Veränderung von «man konnte den ganzen Menschen sich entfalten sehen» zu «man konnte diese Persönlichkeit sich entfalten sehen» nach Einschätzung der Autorin «ganz besonders eigenartig» (S. 378) sein soll – und das auch noch bei der zweiten, gedruckten Version als der «richtigeren»–, bleibt leider ebenfalls im Dunkeln. Als selbständig urteilender Leser muss man vielmehr feststellen, dass es sich bei sämtlichen fünf Fällen um sinnvolle Korrekturen im Sinne des Autors handelt bzw. umgekehrt, dass keines der Beispiele hinreichenden Anlass dazu bietet, ernsthafte Zweifel an der Korrektur des Textes durch Rudolf Steiner selbst zu hegen, von einer bewussten Manipulation ganz zu schweigen.

Bei den folgenden Fällen, die unter «wahrscheinliche Druckfehler» zusammengestellt wurden, handelt es sich freilich weder um Druck- noch um Satzfehler, sondern um einfache Wortumstellungen („nur sich“ – „sich nur“), die aufgrund der Veränderung in den inhaltlichen Nuancen eines Satzes zunächst allein auf die Entscheidungskompetenz des Autors selbst zurückgeführt werden dürfen. Da die in diesem Abschnitt behandelten Sätze in der Druckversion durch die Umstellung keineswegs deutlich einfacher zu verstehen sind, scheidet ein äußerlich motivierter Eingriff des Schriftleiters zur Erleichterung des Leseflusses aus. Albert Steffen war auch nicht der Mann, der als Redakteur der Wochenschrift mal eben eigenmächtig und ohne Rücksprache

mit Rudolf Steiner in dessen Text eingegriffen hätte, um Worte umzustellen, zu streichen oder hinzuzufügen.

Auch die im Abschnitt «Folgenreiche Unterschiede» behandelten Fälle entsprechen nicht den Erwartungen, die die Überschrift erweckt. Denn der Ausdruck «folgenreich» suggeriert Wirkungen, die durch die Druckversion verursacht worden sind, während es sich wiederum nur um Korrekturen handelt, welche die Aussage des Manuskriptes durchaus sinnvoll modifizieren oder präzisieren. Spricht man hier immer nur von «Veränderungen», suggeriert dies dem Leser immer wieder aufs Neue, dass es sich bei der Manuskriptversion um den eigentlichen und maßgeblichen Text handelt, und alles, was danach kommt, als eine Art von Deformation betrachtet werden muss. Blickt man dagegen auf die einzelnen Beispiele, wird im ersten Fall durch die Korrektur eine ungewollte Zweideutigkeit des Manuskripttextes vermieden, im zweiten Beispiel eine übersinnliche Erfahrung im Denken anders nuanciert. Ob hier die Druckversion in irgendeiner Form hinter der Manuskriptversion zurückbleibt, kann niemand beurteilen, der nicht genau dieses übersinnliche Erleben kennt, das heißt, die wertende Beurteilung der beiden Versionen steht auf ausgesprochen unsicherem Boden.

Auch das dritte Beispiel aus dem 66. Artikel, wo zweimal zwei und einmal ein Wort verändert wurde, im letzten Fall eine Wortumstellung („kann allein“ statt „allein kann“), bietet bei weitem keine Grundlage dafür, die Differenzen zwischen Manuskript und Druckversion zum Angelpunkt in diesem angeblich zu den wichtigsten des Buches zählenden Artikel hochzustilisieren. Dazu sind sie weder umfangreich noch schwerwiegend genug, und wie die vorausgegangenen Beispiele auch nicht als Deformation zu deuten. Vergleicht man die Veränderungen im Text gegenüber solchen in den Auflagen der *Theosophie*, müssen sie als eher geringfügig bezeichnet werden, auch wenn die Autorin sich nach Kräften bemüht, das Gegenteil nahezulegen.

Zum Schluss folgt dann noch als «Epilog» ein Abschnitt über das «unentdeckte Geheimnis von «Mein Lebensgang»» Dieses Geheimnis soll sich in den sieben Artikeln aussprechen oder zumindest ankündigen, in denen Rudolf Steiner – bis auf eine Ausnahme – jedes Mal mit dem Hinweis auf die *Philosophie der Freiheit* endet. Diese Kapitel werden dann mit Hilfe von zitierten Passagen nur skizziert, aber worin jetzt außer der Siebenzahl eigentlich dieses so ominös beschworene Geheimnis bestehen soll, wird nicht einmal in Ansätzen deutlich. Vielmehr bleibt es bei allgemeinen Formulierungen über den *Lebensgang* als künstlerisches Werk. So heißt es dann im vorletzten Absatz: «Ganz neue, bisher unsichtbar gebliebene Elemente treten hervor, ein Weg zeigt sich, der in das Geheimnis dieser Schrift zu führen verspricht.» (S. 387). Da sich die sieben Artikel (21.-27.) auch nicht etwa in der Mitte der Artikelserie befinden, gibt es auch keinen Hinweis darauf, weshalb es sich, wie am Anfang vollmundig behauptet, bei dem «Lebensgang» keineswegs um ein Fragment handeln soll. Bei so wenig konkret Greifbarem an Ergebnissen ist denn auch der Hinweis auf eine noch folgende Publikation, in welcher das Geheimnis dann vollends gelüftet werden soll, nicht wirklich aussichtsreich.

Alles in allem: Einiges an nützlicher philologischer Arbeit, die Auswertung der daraus hervorgehenden Perspektiven dagegen leider nicht seriös, sondern substanziell beeinträchtigt durch zu viele offenkundige Fehleinschätzungen im ganzen wie im Einzelnen und schließlich völlig unnötig belastet mit leicht widerlegbarer Polemik und permanenten, aber unbewiesenen Verdächtigungen gegenüber praktisch allen, die sich mit dem Text bislang befasst haben. In und zwischen den Zeilen spricht sich eine Haltung aus, die selbst einfachste, weil klar zu erweisende Fehler im Manuskript wie etwa Jahreszahlen, nicht als solche gelten lassen will, ohne jedoch eine Alternative dazu geben zu können. Dies ist die andere Seite der Voreingenommenheit, wo sich im Kontrast zur flächendeckenden Kritik nach außen eine flächendeckende Kritiklosigkeit Steiner gegenüber auslebt. Doch weder das eine noch das andere ist der unbefangenen Erkenntnis der Wahrheit in Steiners Sinne förderlich, und wirft damit seine Schatten auf die sonst anerkennenswerten Teile dieser Arbeit.

Dr. Roland Halfen  
Rudolf Steiner Archiv

